



Im Hotel (18/1)

Zu Gast bei der Moderne

moderneREGIONAL

Endlich darf man ungestraft Unordnung machen (räumt ja das Zimmermädchen auf) und unbeobachtet die Minibar leermachen (was im Hotel passiert, bleibt im Hotel): Im Fremdenzimmer ist vieles anders und das meiste davon aufregend. Gerade die Moderne hat bemerkenswerte Beherbergungsbauten hervorgebracht – von der brutalistischen Bettenburg bis zur Hochglanz-Luxusunterkunft. Das mR-Winterheft 2018 „Im Hotel – zu Gast in der Moderne“ schaut auf die architektonischen Hüllen und die besonderen Erlebnisse darin.

Daniel Bartetzko und Karin Berkemann

- | | |
|----------------|--|
| [3-7] | Christina Gräwe
Portugal, Hotel Arribas |
| [8-12] | Dina Dorothea Falbe
Erfurt, Gästehaus |
| [13-18] | Uta Winterhager
Costa Brava, Hotel Parador de Aiguablava |
| [19-22] | Heiko Haberle
Marl, Hotel „Marschall 66“ |
| [23-27] | C. Julius Reinsberg
Pjöňang, Ryugyöng-Hotel |
| [28-32] | Daniel Bartetzko
Wien, Hotel Daniel |
| [33-36] | Karin Berkemann
Jerusalem, Beit Belgiyah |

Portugal, Hotel Arribas

von Christina Gräwe



Portugal, Hotel Arribas (Bild: Thomas Spier, apollovision.de)

Frühjahr 1988. Ein Kino in Buenos Aires. Es läuft Wim Wenders „Der Stand der Dinge“. Der Film ist damals erst sechs Jahre alt, also noch relativ frisch. Der architektonische Hauptdarsteller, ein Hotel, in und um den herum die Handlung überwiegend spielt, war zum Zeitpunkt der Dreharbeiten zwar erst 20 Jahre alt, aber bereits deutlich vorgealtert.

Der Filmort

Wir befinden uns am westlichsten Zipfel Europas, rund 40 Kilometer von Lissabon entfernt. Das Hotel steht exponiert am sichelmondförmigen Ende des Praia Grande; die Anlage folgt dem Schwung des Küstenstreifens. Die gewaltigen Atlantikwellen, befeuert durch Stürme, hatten heftig auf das Haus eingewirkt, die Schutzmauer zwischen dem riesigen Pool und dem offenen Meer war stellenweise eingestürzt, als die Dreharbeiten 1981 begannen. Später im Film wirkt das Hotel, als sei es bereits aufgegeben (vielleicht war es das vorübergehend auch tatsächlich). Eine Atmosphäre wie gerufen für den düsteren Science Fiction, den Wim Wenders hier als Film im Film inszeniert hat. Anfangs wandeln vermummte Gestalten in Schutzanzügen durch eine mondlandschaftsähnliche Gegend. Sie

entpuppen sich als Schauspielcrew, die zusammen mit dem Regisseur, dem Drehbuchschreiber und dem von Sam Fuller dargestellten Kameramann Quartier in dem Hotel bezogen hat.

Der eigentliche Film erzählt von Stagnation, schleichend verstreichender Zeit und mal mehr, mal weniger offensichtlichen Zermürbungsprozessen innerhalb des Teams. Denn das Geld und das Material sind erschöpft, der Produzent lässt das Team mit beidem hängen, die Dreharbeiten werden unterbrochen. Mit seinem untrüglichen Sinn für das passende Ambiente, hat Wenders mit einer Perle der Nachkriegsmoderne den idealen Ort für seine Geschichte des Wartens gefunden. Dass der Film in Schwarz-Weiß gedreht ist, trägt zu der lähmenden Atmosphäre bei und passt ganz wunderbar zu der – trotz des Verfalls – eleganten 60er Jahre-Architektur des Hotels. Mit etwas Fantasie kann man sich auch mondänere Zeiten hier noch vorstellen.

Fast 30 Jahre später

Beinahe 30 Jahre später, ein zweites Mal „Der Stand der Dinge“. Dieses Mal im Heimkino und als Vorbereitung für eine längst fällige Pilgerfahrt an die portugiesische Atlantikküste. Denn manche Bilder haben sich im Kopf auch über den langen Zeitraum hinweg erstaunlich zuverlässig gehalten und möchten dringend mit der heutigen Realität abgeglichen werden.

Der Realistatsort

Dem touristengefluteten Weltkulturerbe Sintra (einer Kleinstadt ganz in der Nähe) entkommen, stellt sich ein eigentümlicher Effekt ein. Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein, und dennoch ist alles anders. Das Hotel sitzt immer noch ganz selbstverständlich an seinem Platz, als sei es aus dem Boden herausgewachsen. Der gewaltige Pool: noch vorhanden. Aber das Ensemble hat inzwischen eine Frischzellenkur erfahren, die noch nicht lange her sein kann, sonst hätte der Atlantik bereits wieder mehr Nagespuren hinterlassen. Der Bau bröseln nicht mehr vor sich hin, er ist hellgrau verputzt, strahlt im intensiven Sonnenlicht sogar fast weiß.



Portugal, Hotel Arribas (Bilder: Thomas Spier, apollovision.de)

Das Schwimmbad ist kein vermooster Krater mehr, sondern mit Meerwasser gefüllt, das roh betonierte Becken ist blitzblau gestrichen und wird von roten Sonnenschirmen mit Werbeaufdrucken gesäumt. Die Trennmauer zum offenen Meer steht wieder aufrecht, was die dicken Brecher nicht abhält, den Pool hin und wieder mit Nachschub zu versorgen. Das Schwimmen ist der pure Luxus: 100 Meter fast exklusiv, denn der Sommer mit seiner Hitze ist vorbei und das Wasser eiskalt. Es ist Nachsaison, der Publikumsverkehr rund das Schwimmbad übersichtlich. (Die Poolnutzung ist übrigens nicht nur Hotelgästen vorbehalten, aber kein ganz günstiger Spaß.) Der Großteil der späten Gäste findet sich auf der schmalen Restaurantterrasse, die wie auch alle schottenartig abgetrennten Zimmerbalkone selbstverständlich auf das Meer zeigt.

Außen schwungvoll

Im Vergleich mit der kleinteiligeren Bebauung der Umgebung, ein paar verstreuten Ferienvillen und Restaurants, vollzieht das Hotel einen großen Maßstabssprung. Aber es trumpft nicht auf. Der Schwung des Baus nimmt etwas von der Masse, die Proportionen stimmen. Die Gliederung in einen mittigen Glaskörper mit dem Foyer, rechts und links symmetrischen Zimmerflügeln sowie einem Gebäudekopf, der an Schiffsarchitektur erinnert, ist klar ablesbar und auf Anhieb verständlich. Zur Straße zeigt das Haus nur die drei oberen Stockwerke, zum Meer zwei weitere einschließlich der Sanitäranlagen für das Schwimmbad. Vor- und Rücksprünge der einzelnen Etagen verschaffen dem langen Riegel zusätzlich Bewegung; die mittlere öffentliche Ebene mit dem Restaurant ragt weiter hervor, als die beiden obersten Etagen mit den Zimmern.

Innen: das Meer als Hauptdarsteller

Die Aussicht durch die raumhohen Fenster direkt auf den Atlantik dominiert den ersten Eindruck; die meisten Gäste laufen zunächst wie angesogen von den Panoramafenstern an dem zurückhaltenden Empfangstresen vorbei. Das Foyer ist keine zugige Halle, in der man sich verliert, keine Plüsch- und Deko-Orgie, sondern großzügig und mit schlicht-eleganten Sitzgruppen möbliert, die gut zu der Zeitlo-

sigkeit des Hauses passen. Die – gemessen an der Ausstattung fair bepreisten – Zimmer sind in Pastelltönen gestrichen. Es scheint: Je höher die Kategorie, desto klarer die Formen des Mobiliars, keine echten Klassiker, aber nahe dran. Hier und da hat sich dann allerdings doch ein verspieltes Schränkchen eingeschmuggelt. Der Trumpf in allen Zimmern ist ohnehin auch hier der direkte Bezug zum Meer.

Film-Reminiszenzen

Die heutigen Betreiber des Hotels kennen das Filmkapitel der Geschichte ihres Hauses. Man muss nicht lange suchen und entdeckt im Innenraum des Restaurants (das heute kaum noch mit den entsprechenden Erinnerungsbildern aus dem Film zusammenpasst) eine Fotowand mit Standbildern und Aufnahmen der Dreharbeiten. Ob Wim Wenders 1994, als er mit „Lisbon Story“ eine Art lose Folge von „Der Stand der Dinge“ drehte, das Hotel Arribas wieder aufgesucht hat, verrät diese Wand nicht. Aber das Kneipenschild der „Texas Bar“, in die sich Sam Fuller als Kameramann Joe Corby nach Lissabon flüchtet, hängt noch am Eingang der Bar. Leider ist dieser inzwischen verrottet.

Erfurt, Gästehaus

von Dina Dorothea Falbe



Erfurt, Gästehaus (Bild: Christopher Falbe)

Als ich die alte Parteischule in Erfurt zum ersten Mal besuchte, fühlte ich mich wie in meine Kindheit zurückversetzt. Langsam stieg ich die flachen, breiten Stufen hinab, gepflastert mit zerbrochenen kleinen Betonplatten, die zum Teil von hellem Gras überwuchert sind. Ich ging vorbei an Becken, die einmal mit Wasser gefüllt waren, auf das schwebende Volumen mit den blauen Kacheln zu. Darunter die gläserne Eingangsfront mit schlanken Aluminiumprofilen, links eine Gartenmauer aus Betonformsteinen. Rechts überragt eine Kiefer das flache Verbindungsgebäude, an dessen Ende sich das Internatshochhaus befindet – ein klassischer „Plattenbau“ mit abblätterndem weißen Anstrich. Dort kann man übernachten.

Magische Kindheit

Auf Facebook schreibt jemand eine Bewertung zur Alten Parteischule: „Perfekt – Der morbide Charme des Verfalls!“ Diese Beschreibung hätte ich selbst nicht gewählt, muss mir aber eingestehen, dass sie irgendwie zu den Kindheitserfahrungen passt, die ich in einem kleinen Ort an der Ostsee machte, nachdem meine Eltern mit mir aus der westdeutschen Großstadt dort hingezogen waren. Über den zumeist unbefestigten Straßen wehten an heißen Sommertagen

Sandwolken, durch die ich barfuß und mit dem Handtuch über der Schulter zum Strand ging, vorbei an bunt angestrichenen Metallzäunen und den zerbrochenen und von hellem Gras überwachsenen Betonplatten, die damals in dem Dorf Gehwege markierten und vor der Erfurter Parteischule noch heute zu finden sind. Der Zauber verlassener Häuser zog uns Kinder in seinen Bann, es war ein bisschen unheimlich sie zu erkunden, vermittelte aber ein starkes Gefühl von Freiheit. Ich verstand damals nicht, warum manche Mitschüler in den verlassenen Bungalowsiedlungen Möbel kaputt schlugen. Die waren doch alle noch gut erhalten.

Im Unterschied zu den erwähnten Bungalows überstand die Parteischule in Erfurt die Wendezeit unzerstört, und ist auch in der Folge weder abgerissen, noch kaputtsaniert worden. Trotz des „morbiden Charmes“ ist die bemerkenswert gut erhaltene Substanz aus den 1970er Jahren bis heute weitgehend nutzbar und in Gebrauch. Um die Instandhaltung kümmert sich der Hausmeister Manfred Rommeiß seit den 1980er Jahren. Er hat Parteischüler gekannt, die mit ihrem Aufenthalt im „Roten Kloster“ ihre Karriere voranbringen wollten und Zusammenkünfte der Mächtigen belauscht, die noch kurz vor dem Zusammenbruch an „ihre Fatamorgana geglaubt“ hätten, wie Rommeiß sich ausdrückt. Der Hausmeister legte ein umfangreiches Ersatzteillager an. So gelang es ihm über Jahrzehnte, den funktionstüchtigen Originalzustand des Gebäudekomplexes am Erfurter Stadtrand zu erhalten.

Das „Rote Kloster“

Zunächst war die ehemalige Bezirksparteischule der SED an das Thüringer Bildungsministerium übergegangen, in den Nuller Jahren wurde ein Käufer gesucht. Ein Shoppingcenter wäre vermutlich an diesem Standort profitabler gewesen, doch 2008 erhielt die Parteischule Denkmalstatus. Tatsächlich fand sich ein privater Käufer, der die Parteischule erhalten und pragmatisch weinternutzen wollte. Die repräsentative, blau verkleidete Kiste – als Stahlskelettbau hebt sie sich auch konstruktiv vom eher standardisierten Rest ab – enthält ein reich verziertes Foyer und das große, geschichtsträchtige Auditorium, in dem einst der Kosmonaut Sigmund Jähn zu den Parteischülern gesprochen hat. An Jähns Stelle stehen heute Politikpro-

fessoren auf der Bühne, oder Referenten verschiedener Tagungen, wenn die Parteischule nicht gerade als Kulisse für einen DDR-Film dient. Das ehemalige Internatshochhaus ist heute Gästehaus, die Großküche ist vermietet und im ehemaligen Speisesaal finden Rockkonzerte statt. Die vielseitigen Umnutzungen erlauben eine Umdeutung, eine Ent-Ideologisierung des Gebäudekomplexes, der ursprünglich der Machtsicherung der SED diente. Das ehemalige „Rote Kloster“, indem sich die SED-Elite abschottete, ist heute frei zugänglich und für jeden nutzbar.

Warum hier übernachten?

Aufgebrochen wurde die Struktur erst in den 1970er Jahren, als sich Warum sollte ich aber nun in dem Gästehaus eine Nacht verbringen? In dem schmalen Bett versinke ich sofort, wenn ich versuche, mich darauf zu platzieren. Ich denke zurück an das Kinderzimmer meiner Grundschulfreundin, in dem ein solches Bett stand. Ich fand es schon damals unbequem. Trotzdem habe ich die Abende mit ihrer Familie genossen. Es gab selbst geerntete Kirschen und die Nachbarn kamen oft vorbei.

Der Aufenthalt in der Alten Parteischule ist in mehrerlei Hinsicht authentisch. Wenn ich jemanden nach irgendetwas frage, bekomme ich zunächst eine unfreundliche Antwort, freue mich dann aber umso mehr, wenn ich meinem Gegenüber dann durch Freundlichkeit und Verständnis einen Gefallen abringen konnte. Als Kind hatte ich große Angst vor solchen Begegnungen, weil ich die Menschen um mich herum oft nicht verstand. Eine ähnliche Unsicherheit spüre ich auch jetzt noch, vielleicht wird eine vergessen geglaubte Erinnerung wach. Die jahrzehntealten Materialien können ihr Alter nicht mehr verbergen, doch in meinen Augen sind sie so perfekt, wie nur etwas sein kann, mit dem man die vielleicht schönste Zeit seines Lebens verbindet.



Erfurt, Gästehaus (Bilder: Christopher Falbe)

Widersprüchlichkeiten

Die goldene Heizkörperverkleidung, die vielen kleinen Lampen in der Decke des Foyers und viele weitere Details lassen die Parteischnule opulent wirken im Vergleich zu den Gebäuden meiner Kindheit. Doch diese Oppulenz ist nur aufgesetzt, wie die Bemalung am Internatsgebäude, vom Denkmalfleger Mark Escherich als „Nobilitierungsversuche“ bezeichnet, die der „Standardplatte“ den Schein des Besonderen geben sollten. Mit dem System der Parteischnulen wollte sich die SED die ideologische Vormachtstellung in der DDR-Gesellschaft sichern. Das Parteischnulgebäude scheint dies als gescheiterten Versuch zu entlarven, spätestens dann, wenn die Zeit die dünne Goldfarbe abwäscht. Ein bisschen unheimlich wird mir dennoch, wenn ich durch die Räume streife und über die Intentionen der Planer sinniere. Ging die unheimliche Stimmung in meiner Kindheit von den verlassenen Häusern aus, oder von einer sozialen Umgebung, in der gesellschaftliche Machtstrukturen plötzlich auch im Alltag neu verhandelt werden mussten?

Ich bin allen Akteuren, die zur Erhaltung der Parteischnule bis heute beigetragen haben, dankbar für das nostalgische Erlebnis, dass das Gebäude mir persönlich bietet. Noch dankbarer bin ich dafür, dass die Parteischnule auch vielen anderen Mitgliedern dieser, unserer Gesellschaft, mit anderen Erfahrungshintergründen die Möglichkeit bietet, über die Prozesse des Umbruchs emotional, aber auch rational zu reflektieren. Die Parteischnule dient als Denkmal für etwas, das war, als Mahnmal für etwas, das nie wieder sein soll, aber auch als Symbol dafür, dass eine gemeinsame Zukunft möglich ist, in die wir unsere Vergangenheit und unsere persönlichen Geschichten ganz selbstverständlich mitnehmen, so widersprüchlich diese rückblickend auch sein mögen.

Costa Brava, Hotel Parador de Aiguablava

von Uta Winterhager



Costa Brava, Hotel Parador de Aiguablava (Foto: Uta Winterhager)

Ich erinnere mich an den Morgen, als ich nach einer Nacht mit Regen, Sturm und wilden Wellen die Vorhänge aufzog und alles war anders. Grau und müde war der Himmel, der am Tag vorher noch so strahlen blau gewesen ist, grau und zornig das Meer, das heute gar nicht mehr zum Baden einladen wollte. Im ganzen Hotel war es plötzlich so still geworden, nur wenige und nur sehr langsame Schritte waren noch auf dem Flur zu hören. Im Frühstückssaal konnten wir uns zum ersten Mal seit unserer Ankunft vor zwei Tagen einen Tisch aussuchen – endlich einen direkt am Fenster, denn die wenigen Gäste, die noch da waren, bevorzugten kurze Wege zum Buffet. Es muss der 13. Oktober gewesen sein, denn der 12., so erfuhren wir dann, ist spanischer Nationalfeiertag. Daher also die vielen Familien, die hier über das verlängerte Wochenende mit Kindern, Eltern und Großeltern, gegessen und gefeiert hatten. Hätte man wissen und bedenken können, doch der Wetterwechsel nach dem Feiertag kam ohne Ankündigung. Während die Sonne im Kampf mit den Wolken unterlag, aßen wir die Reste vom Fest mit der Nachhut, die den Eindruck machte, als hätte sie dem Hotel seit seiner Eröffnung 1966 in guten wie in schlechten Tagen die Treue gehalten – als seien sie gemeinsam alt geworden.

Von Pinien umsäumt

Doch 50 Jahre sind in der Architekturgeschichte kein Alter, insbesondere die Vertreter der Nachkriegsmoderne stehen – sofern sie geschätzt und gepflegt wurden – heute noch meist gut da. So sitzt das Hotel Parador de Aiguablava nach fünf Jahrzehnten Betrieb immer noch mit einem gewissen trotzigem Understatement auf der felsigen Landzunge, die sich etwa 150 Kilometer nördlich von Barcelona in der Nähe des Örtchens Begur ins Meer hinausstreckt. Zu Füßen des Hotels liegt eine Bucht umsäumt von Pinien, ein kleiner Sandstrand, türkisfarbenes Wasser, ein Fischrestaurant und ein Tauchschulkiosk. All das ist so malerisch, dass es fast weh tut. Das Hotel darüber ist ganz anders, eine strahlend weiße, langgestreckte additive Struktur, dreigeschossig mit betonten Mittelachsen. Großartig, jubeln da die Freunde des Rationalismus, besser hätte man den Bau kaum platzieren können.

Position und Haltung

Die Landzunge von Aiguablava qualifizierte sich Mitte der 60er Jahre mit der Aussicht auf das Meer zu drei Seiten und als touristisches Niemandsland als Standort für einen Bau der staatlichen Hotelkette „Paradores de Turismo de España“. Mit dem Neubau des Hotels wurde der katalanische Architekt Raimon Duran i Reynals (Barcelona, 1895-1966) beauftragt. Literatur über ihn ist nur spärlich zu finden, seine Handschrift nicht eindeutig. Dies mag auch der Tatsache zuzuschreiben sein, dass ihm als Mitglied der 1930 gegründeten Gruppe GATCPAC (Grup d'Arquitectes i Tècnics Catalans per al Progrés de l'Arquitectura Contemporània), die sozusagen den katalanischen Arm der C.I.A.M. bildete, in den ersten Jahren das Franco-Regimes eine moderne Ausrichtung untersagt war. Erst in den 50er Jahren ließ die politische Einflussnahme auf die Architektur wieder nach. Dennoch bleibt die rigoros moderne Architektur des Paradors in Aiguablava eine Ausnahme, sowohl in diesem Teil Kataloniens, im Werk des Architekten als auch unter den Paradores, denn lieber schmückt sich die Kette heute mit Unterkünften in historischen Klöstern und Adelssitzen. So spricht aus der Konsequenz mit der Duran i Reynals das Hotel geplant hat, sicher auch der trotzig Wille sich zu behaupten.

Wer das Hotel besuchen möchte, sieht es schon aus der Ferne, doch die strenge und funktionalistische Struktur könnte vielem dienen – auch militärischen Zwecken, für ein Luxushotel spricht nur die Lage. Den Ankommenden gegenüber macht sich der 85 Meter lange Bau klein und zeigt seine schmale Stirnseite. Strahlend weiß ist die Fassade, glatt durch den Verzicht auf Attika und Laibungen. Wer hier vor der Kulisse des Meeres an einen Dampfer denkt, der sieht in dem auskragenden Obergeschoss eine Kommandobrücke und findet Bestätigung in der filigranen weiß lackierten Außentreppe und der Reling auf dem Dach.

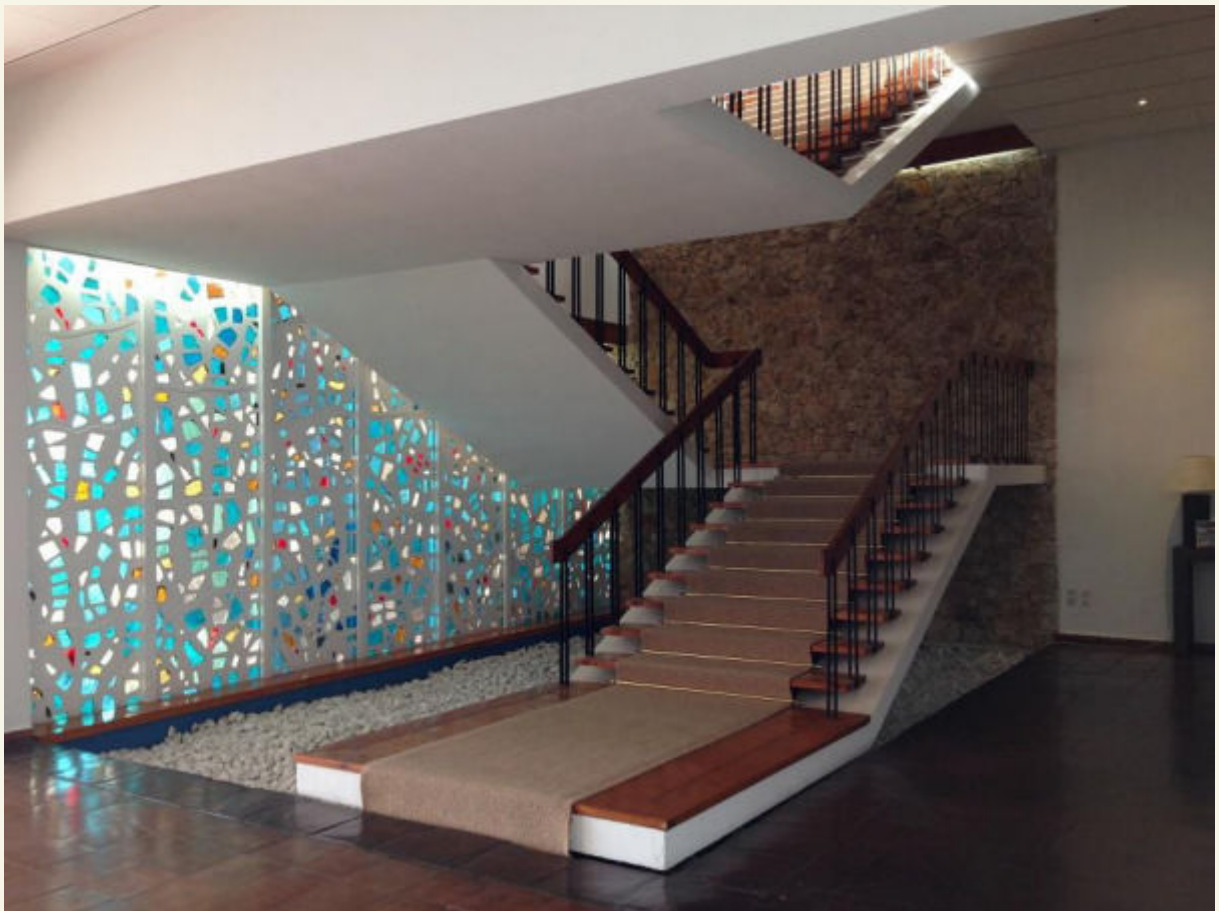
Funktion und Dekor

Mit dem eingerückten Erdgeschoss, dessen Last die filigranen Stützen an den langen Seiten die Last der Obergeschosse kaum zu tragen vermögen, greift Duran i Reynals ein klassisches Element der Moderne auf und lässt die Masse schweben. Er nutzt den Moment des Erstaunens und fängt die Auskragung mit zwei Wandscheiben ab, die er wie ein Spalier vor dem Haupteingang platziert. Große abstrakte Reliefs zieren sie wie Banderolen rundum und konterkarieren den zur Schau gestellten Funktionalismus des Baukörpers. Der Erdgeschossgrundriss bildet ein Kontinuum aus Empfang, Lounge, Lesesaal und Bar, gegliedert allein durch Nievauversprünge. Das vor Kopf liegende Restaurant gibt die Laufrichtung vor und wird mit dem Blick über den Pool und die Doppelspitze der Landzunge allem Understatement zum Trotz zum Höhepunkt stilisiert.

Licht und Material

Schmuck setze Duran i Reynals nur im Erdgeschoss und dort auch so gezielt ein, dass er – wie die Reliefs am Eingang – als integraler Teil der Architektur erscheint. Das Mobiliar, 2015 schon etwas gemischt, zeigte, dass in guten Zeiten offenbar auch in gute Möbel investiert wurde: Die Barcelona-Chairs haben überlebt. Das zentrale Treppenhaus inszenierte er mit dem simplen Zusammenspiel von Licht und Material. Es steht frei in einem Kiesbett und wird von einer Wandscheibe mit bunten Glaseinschlüssen flankiert, die je nach Lichteinfall leuchtet, flimmert oder bloß scheint. Die Terrasse auf

moderneREGIONAL



Costa Brava, Hotel Parador de Aiguablava (Bilder: Uta Winterhager)

der langen Südwestseite, deren kontrolliert organischen Formen sowie der Natursteinbelag sind auf eine ganz andere Weise zeittypisch und deutlich gefälliger. So bilden sie einen deutlichen Kontrast nicht nur zur Strenge des Hauses, sondern auch zu der Natur, die direkt hinter der Balustrade steil und schroff ist.

Gar nicht fließend, dafür sehr pragmatisch, ist die Ordnung der Zimmer rechts und links der Flure in den beiden Obergeschossen. Die 78 Zimmer und Badezimmer waren 2015 waren teilweise noch mit den schlichten Originalmöbeln ausgestattet, doch jeder Raum ist maximal geöffnet, um den Blick direkt über den Balkon auf das Meer zu lenken. Oh, Zauberberg!

Modern, nicht zeitgemäß

Alles, was wir damals sahen, war echt und nicht wie in vielen Hotels nur die Kulisse eines schönen Scheins, den man sich als Gast teuer erkaufte hat. Und genau dieser bis auf die Spitze getriebene Purismus, der Verzicht und die Strenge, die plötzlich von etwas unerwartet Schönerem, Buntem wie der beeindruckenden Aussicht aufgebrochen wird, machten den Reiz des Gebäudes aus, machen es zu einem außergewöhnlichen Ort. Doch das Parador d'Aiguablava war weit entfernt von jenem Luxus, der mit Sternen bewertet wird, der üppig und übergriffig daherkommt, sodass es das Hotel in den letzten Jahren schwer hatte, sich am Markt zu behaupten.

Am Scheideweg

Schon bei unserem Besuch 2015 stand es am Scheideweg, will es mithalten im Kampf um die Sterne oder bleibt es sich selbst treu? In den 90er Jahren wurden die vier auf dem Dach gelegenen Suiten ausgebaut, an einigen Stellen sah man eher unentschlossene Renovierungsversuche. Vollkommen unverzeihlich war jedoch die billige Monobloc Bestuhlung auf dem Balkon, die hier wirklich keinen Kultstatus genießt. Wirtschaftliche Schwierigkeiten ließen die Paradores überlegen, einige ihrer Häuser zu schließen oder nur noch halbjährlich zu öffnen. Das Haus in Aiguablava wird nun von GCA Architects (Barcelona) für gut 10 Millionen Euro umgebaut und bleibt noch bis

zum Sommer geschlossen. Viel wird in die Haustechnik, den Spa- und Fitnessbereich investiert, neue Materialien sollen das Design der Räume und die Fassade komplett verändern. Die charakteristischen Ecken und Kanten werden damit geschliffen, das versprechen die Visualisierungen, denn es geht ja um das Überleben des Hauses, das mit bekannten Bildern deutlich mehr Gäste anlocken wird, als in seiner puristischen Reinform. So hatte dieses Nachsaison-Gefühl, das unseren Besuch in Aiguablava plötzlich überschattete, noch eine viel weitreichendere Bedeutung, als wir damals annahmen.

Marl, Hotel „Marschall 66“

von Heiko Haberle



*Marl, Hotel „Marschall 66“ (Bild: Ekaterina Vititneva/
Ruhrmoderne)*

Marl und Wulfen standen schon seit einer Weile auf meiner Liste abseitiger Reiseziele, die ich irgendwann sehen wollte. Aber auf eigene Faust unternimmt man so eine Reise ja dann doch eher selten – erst recht nicht, wenn man kein Auto besitzt. Und mit wem überhaupt? Wer fährt schon lieber nach Marl als nach Mallorca? Selbst unter Architekten ist die Stadt ja weniger bekannt als das indische Chandigarh (Le Corbusier) oder Park Hill bei Sheffield (die Smithsons). Als Individualreisender gelangt man außerdem selten in die Gebäude hinein, wegen der man eigentlich angereist ist und kommt höchstens mal zufällig in Kontakt mit Nutzern und Bewohnern. Meist ist dieser Kontakt dann von Misstrauen geprägt, denn nur wenige verstehen, warum man sich für ihre selber als hässlich bis bestenfalls als unbedeutend empfundenen Wohn- oder Arbeitsstätten interessiert.

„100 Stunden Brutalismus“

Da traute ich meinen Augen kaum, als ich von den „100 Stunden Brutalismus“ (und Nachkriegsmoderne und Skulpturen Projekte Münster) der Initiative Ruhrmoderne las. Für einen eher symboli-

schen Preis wurden im Juli 2017 drei Tage geballt voll mit Führungen, Vorträgen und Unterkunft im inoffiziellen Hotel „Marschall 66“ angeboten: für mich ein echter Traumurlaub! Anstatt in einem anonymen Hostel, würde man direkt im Studienobjekt Marl Mitte, in der kurzerhand als Tagungszentrum hergerichteten ehemaligen Hauptschule von Günther Marschall aus den Jahren 1966/67 wohnen. Trotzdem rechnete ich durchaus mit Jugendherbergsambiente, stellte mir vor, dass alle Gäste in einem Klassensaal oder einer Turnhalle auf Feldbetten schlafen würden.

In der Weite des Klassenraums

Umso größer dann die Überraschung: Jeder bekommt seinen eigenen Klassenraum! Mit eigenem Hof natürlich. In der Weite des Saals steht ein frisch bezogenes, richtiges Bett, am Fenster ein Schultisch und darauf eine Flasche mit selbstgepflückten Blümchen. Das Arrangement wirkt improvisiert aber auch durchdacht und liebevoll. Einen der beteiligten Professoren erwische ich bei der Inspektion des Ensembles in meinem Zimmer.

Nicht nur der bekannte Tisch weckt Erinnerungen an meine eigene Schulzeit, sondern auch das Gebäude als Ganzes. Es ähnelt meinem Gymnasium in Darmstadt, einem Bau von Hans Schwippert von 1960. Es ist ebenfalls als weitläufiger Teppich aus sich abwechselnden Klassensälen und Höfen angelegt. Verglaste Gänge verbinden die Räume mit der Pausenhalle. Dort allerdings in rotem Backstein ausgeführt und mit einer Wellenbewegung aus abwechselnd ansteigenden und abfallenden Pultdächern. Ich weiß noch, wie ungewohnt ich das nicht als klassisches Haus erfassbare Gebäude anfangs fand, war doch meine Grundschule zuvor ein etwas düsterer, gründerzeitlicher Schulbau mit Mittelgang, hohen Decken und großer Treppenhalle gewesen.

Nachts in der Schule

Hier in Marl würde ich alles nachholen können, was früher nicht möglich war: nachts in der verwaisten Schule umherwandeln, ins sagemumwobene Lehrerzimmer vordringen, aus dem Fenster in den



Marl, Hotel „Marschall 66“ (Bilder: oben: Thorsten Arendt/Ruhrmoderne; unten: Heiko Haberle, Berlin)

Hof steigen (Die Höfe meiner Schule waren leider immer verschlossen). Nur meinen Lieblingssitzplatz von früher – die eigentlich sehr unbequeme aber eben warme Heizung in der Pausenhalle – hat Marschall mir vorenthalten. Um das Niederlassen zu verhindern, hat er sich für die Marler Schule ein fieses bauliches Detail ausgedacht: einen Metallbügel in Bauchhöhe über dem Heizkörper. Man kann sich aber wie in der Achterbahn dahinter klemmen und dann umso besser die Arme abstützen.

Auch der straffe Stundenplan der „100 Stunden Brutalismus“ aus Führungen, Vorträgen und Diskussionen mit nur wenigen Pausen dazwischen erinnert etwas an Schule. Und wie auf Klassenfahrt müssen die Schüler (bzw. die Hotelgäste) stets angetrieben werden, um rechtzeitig am Bus zu sein. Der große Unterschied ist natürlich, dass auf dem Stundenplan nur Lieblingsfächer stehen, man den Exkursionszielen geradezu entgegen fiebert und die „Mitschüler“ Gleichgesinnte sind. Während ich sonst im Freundeskreis recht alleine dastehe mit meinen Vorlieben für nicht ganz leicht verdauliche Architektur und eher sperrigen Städtebau, bringen die 100 Stunden in Marl die Erleuchtung: Es gibt auch noch andere Freaks!

Ein „Resort“ mit Kulturfaktor

Eine ehemalige Schule, die zwischenzeitlich vom Abriss bedroht war, mit einfachen Mitteln zum Ort für Begegnungen, Ausstellungen und vorübergehendes Wohnen zu machen, zeigt nicht nur die Wandelbarkeit und Zeitlosigkeit dieser Architektur. „Marschall 66“ ruft als „Resort“ mit Kulturfaktor zur Nachahmung auf. Viel mehr leerstehende Bauten könnten auf solch eine Art zwischengenutzt und umdefiniert werden. In der Architektur zu wohnen ist schließlich die eindrücklichste Art der Vermittlung.

Pjöngjang, Ryugyöng-Hotel

von C: Julius Reinsberg



Pjöngjang, Ryugyöng-Hotel (Bild: Alkhimov Maxim, CC BY SA 3.0, 2011)

Mit dem Stichwort „nordkoreanische Baukunst“ verbinden die meisten wohl ausgedehnte Plattenbauviertel, nicht ende wollende Prachtstraßen oder vielleicht den protzigen Chuch’e-Turm, der als Wahrzeichen der Hauptstadt Pjöngjang gilt. Und tatsächlich erinnert die Architektur der im Koreakrieg stark zerstörten Metropole mit ihren monumentalen Bauten vielerorts an den sozialistischen Klassizismus der Sowjetunion der Stalinjahre oder seine chinesischen Adaptionen. Sinnbildlich für Nordkorea ist jedoch ein anderer Bau, der sich ebenfalls in Pjöngjang befindet: das Ryugyöng-Hotel.

Nordkoreanisches Prestigedenken

Das Bauwerk steht beispielhaft für die ausgeprägte Sucht nach Rekorde, Superlativen und internationalem Prestige, welche die Führung Nordkoreas – immer noch ganz in der Logik des Kalten Krieges – bei den meisten staatlichen Bauprojekten an den Tag legt. Ein 1982 fertig gestellter Triumphbogen etwa orientiert sich klar am Arc de Triomphe in Paris, überragt diesen jedoch um drei Meter, um den Titel „höchster Triumphbogen der Welt“ beanspruchen zu können. Auch die 20 Meter hohen Monumentalstatuen der verstorbenen Machthaber Kim Il-sung und Kim Jong-Il brauchen sich im

weltweiten Vergleich entsprechender Denkmale nicht zu verstecken. Doch obwohl es sich beim Ryugyŏng-Hotel sogar um das höchste Bauwerk des Landes handelt, taugt dieses kaum mehr zur baulichen Propaganda. Tatsächlich steht der gewaltige Betonbau im wenig schmeichelhaften Ruf, die größte Bauruine des Landes und sogar der Welt zu sein.

Das höchste Hotel der Welt

Die nordkoreanische Führung schielte bei der Grundsteinlegung im Jahr 1987 freilich auf einen ganz anderen Titel. Das Hotel sollte dem damals höchsten Hotel der Welt, dem Westin Stamford in Singapur, den Rang ablaufen. Die dortigen Arbeiten, die ein südkoreanisches Bauunternehmen ausführte, waren bereits 1986 abgeschlossen worden. Die Einweihung der nordkoreanischen Antwort war für 1989 geplant. In diesem Jahr fanden die Weltjugendspiele in Pjöngjang statt und ein internationales Medieninteresse war garantiert. Der Bau, so die Hoffnung des Regimes, sollte außerdem auch westliche Investoren und mit ihnen Devisen ins Land locken.

Die Architektur des Ryugyŏng-Hotels ist zwar überzogen monumental, aber erstaunlich modern. Ganz im Sinne der Postmoderne entwarfen die nordkoreanischen Architekten einen gigantischen Betonbau, der in seiner Form ebenso an die antiken Pyramiden wie an die mächtigen Raketen sowjetischer Raumfahrtprogramme erinnerte. In Anlehnung an die Wolkenkratzer, die zeitgleich auf der ganzen Welt entstanden, sollte das riesige Hotel mit einer gläsernen Vorhangsfassade verkleidet werden. Der Baukomplex ergibt sich aus drei dreieckigen Flügeln – jeder von ihnen erstreckt sich über eine Länge von 100 Metern –, die in einem Winkel von 75 Grad zueinander angeordnet sind und nach oben spitz zulaufen. Gekrönt werden sie von einem Kegel, der fünf rotierenden Restaurants Platz bieten sollte. An jedem der Flügel ist ein kleiner Baukörper angeordnet, den man, bleibt man im Raketenvergleich, als Triebwerk deuten kann. Darüber hinaus sollte die Planung nach bewährter Manier mit Zahlen und Daten rein quantitativ überzeugen: die Propaganda versprach, das 330 Meter hohe Bauwerk werde auf 105 Etagen 3.000 Hotelzimmern Platz bieten, außerdem auch ein Casino und Konferenzräume enthalten.



Pjöňjang, Ryugyöŋg-Hotel (Bilder: oben links: ByeByeBaby, commonswiki, GFDL oder CC BY SA 3.0; oben rechts: Kok Leng Yeo, CC BY SA 3.0; unten: Roman Harak, CC BY SA 2.0)

Eröffnung nicht in Sicht

Der ehrgeizige Eröffnungsplan konnte indes nicht eingehalten werden. Erst im Jahr 1992 war der Rohbau fertiggestellt. Ein gigantischer, unverkleideter Betonkoloss überragte nun die Stadt – und dies sollte sich in den nächsten Jahren nicht mehr ändern. Die Bauarbeiten wurden vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs der UdSSR eingestellt; in Nordkorea, das auf strikt planwirtschaftlichen Kurs blieb, löste das Ereignis eine verheerende Wirtschaftskrise aus. Aus dem einstigen Prestigeprojekt wurde damit ein ständiges Ärgernis für die Machthaber des Landes. Das Hotel wurde zum sprichwörtlichen Elefant im Raum: Wenngleich die Propaganda versuchte, den Bau totzuschweigen, aus Panoramaansichten der Stadt herauszuschneiden und in offiziellen Stadtplänen nicht zu erwähnen, ließ er sich beim besten Willen nicht aus der Stadtsilhouette hinaus definieren. Die größte Bauruine der Welt erreichte sogar eine Bekanntheit, die weit über die Grenzen des abgeschotteten Staats in Südostasien hinausreichte. Das Esquire Magazine verlieh ihm den Titel „Schlimmstes Bauwerk in der Geschichte der Menschheit“, eine italienische Videoinstallation versah das Ryugyöng mit martialisches anmutenden Trägerraketen, um es kurzerhand zum Mond zu schießen. In der internationalen Fachwelt kursierten außerdem Berichte über schwere Baumängel, die einen regulären Betrieb des Hotels unmöglich machten.

2008 schließlich wurden die Arbeiten dennoch wieder aufgenommen. Ein ägyptischer Baukonzern schrieb sich die Fertigstellung des Bauwerks auf die Fahnen, das nordkoreanische Regime verkündete, 2012 werde der Bau anlässlich des 100. Geburtstages des „ewigen Präsidenten“ Kim il-Sung eröffnet. Tatsächlich verschwand der rohe Beton – wie vor über einem Jahrzehnt geplant – hinter einer gläsernen Fassade, statt eines verrosteten Baukrans krönte nun ein Funkmast den Kegel auf der Spitze des Bauwerks. Der Eröffnungstermin wurde jedoch erneut kleinlaut verschoben. Den bislang letzten Versuch startete eine europäische Luxushotelkette, die ankündigte, 2013 zumindest in den oberen Stockwerken des Baus Zimmer anzubieten. Zu einem Vertragsabschluss kam es aber offenbar nicht, so dass der riesige Komplex weiterhin auf seine ersten Gäste wartet.

Ein Sinnbild der Kim-Diktatur

Das Ryugyŏng-Hotel ist damit in mehrerlei Hinsicht sinnbildlich für das nordkoreanische Regime. Er simuliert als hohle Kulisse Internationalität und Weltoffenheit in einem Land, das seit Jahren erfolgreich den Titel des meist abgeschotteten Staats der Welt verteidigt. Es zeugt von Zynismus, in einem bitterarmen Land in ein überdimensioniertes Prestigeprojekt zu investieren, dessen Hauptnutzer – Touristen – allenfalls als Quelle von Devisen erwünscht sind und bisher eine absolute Randerscheinung darstellen. Eine Nacht im Ryugyŏng mag ein Wunschtraum für die wenigen ausländischen Touristen sein, welche die nordkoreanische Hauptstadt besuchen – unverfälscht bliebe der Symbolcharakter des Hotels nur, wenn seine Rezeption ewig unbesetzt bliebe.

Wien, Hotel Daniel

von Daniel Bartetzko



Wien, Hotel Daniel (Bild: Peter Haas, CC BY SA 3.0)

In seinem grandiosen Film „Playtime“ von 1967 versucht Jacques Tati alias „Hulot“, einen Termin mit einem ominösen Monsieur Giffard wahrzunehmen. Bei einem Konzern, dessen Geschäftsfeld nicht auszumachen ist, und dessen Sinn und Zweck sich nicht erschließt. Der aber in einem hoch technisierten, funktionalistischen Gebäude residiert. In einer ebenso funktionalistischen Umgebung, die aus fast identischer Architektur besteht. International Style in Reinkultur, durchkreuzt von Straßen, auf denen überwiegend Autos der Marke Simca ein mobiles Ballett aufführen. Alles ist im Gleichklang, ist modern, genormt und ungemein zweckmäßig. Wenn nur nicht immer die Menschen stören würden, die die schöne neue Welt total überfordert ... So ähnlich fühle ich mich gerade im Hotel Daniel – im Angesicht der Katze, die mir vom gegenüberliegenden Balkon ziemlich ungeniert beim Duschen zusieht. Gut, es ist nur eine Katze, aber ich wäre doch gerne gänzlich ungestört. Geht aber nicht, denn diese Dusche ist voll verglast und steht mitten im Zimmer. Dieses wiederum hat ein großes Fenster. Wir befinden uns übrigens in einem Gebäude des International Style, und ich hadere mit der modernen Technik. Ich bin im Hotel Daniel und fühle mich gerade ein wenig wie Monsieur Hulot.

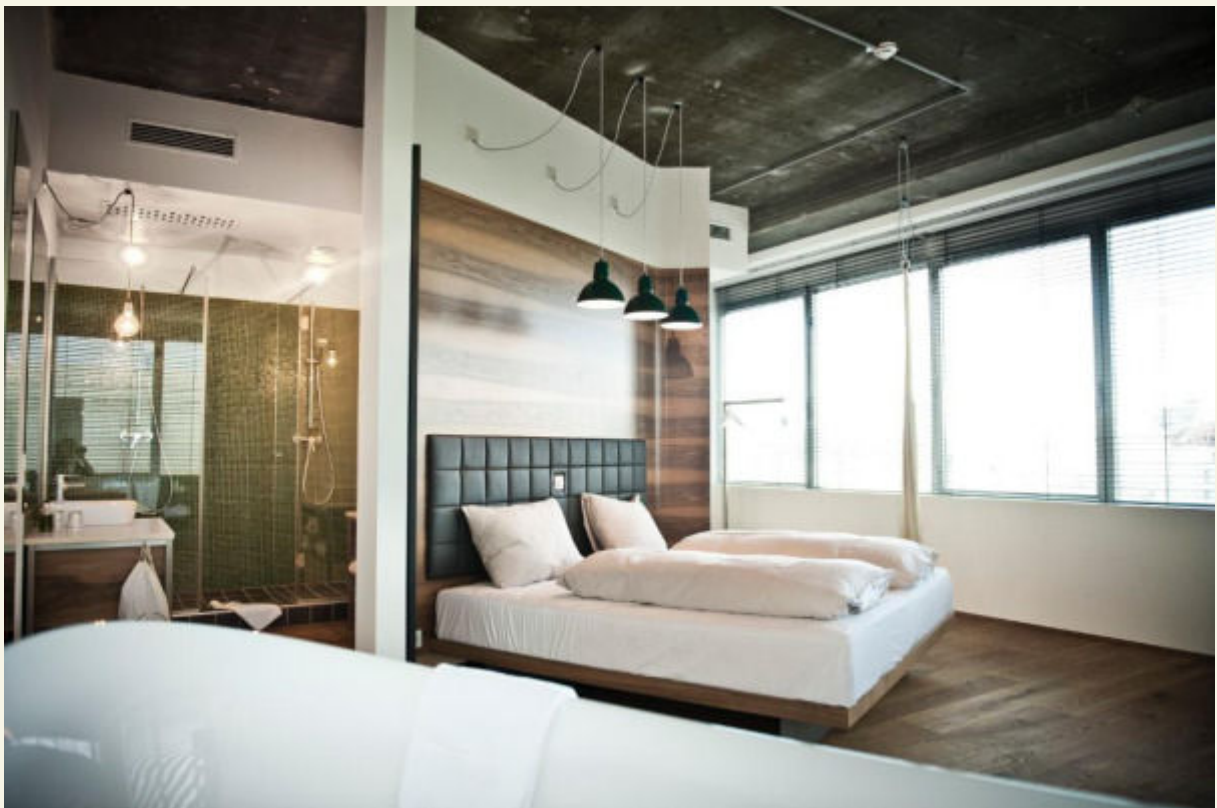
Außen alt, innen (fast) alles neu

Das Hotel Daniel liegt aber nicht in „Tativille“, sondern in Wien. Und es ist zugegebenermaßen nicht ganz so dysfunktional wie die Film-Kulissenstadt am Rande von Paris. Doch stilistisch wäre der 1959-62 errichtete Bau dort bestens aufgehoben: Ein klar gegliederter quaderförmiger Baukörper, sieben Etagen fassend. Das flächige Glas-Alu-Raster der Fassade wird durch keinen Erker und keinen Treppenhausturm gestört. Einzig ein großzügiger Eingangsbereich, zu dem eine Travertintreppe hochführt, unterbricht an der Schauseite die Strenge der Inszenierung. Der Wiener Georg Lippert (1908-92) entwarf dieses Haus als Produktions- und Verwaltungssitz des Schweizer Pharmakonzerns Hoffmann-La Roche. Heute steht es als eines der ersten österreichischen Gebäude mit Curtain-Wall-Fassade unter Denkmalschutz. Allerdings gibt es außer jener Fassade samt Eingang und dem Treppenhaus eigentlich keine alten Bauteile mehr. Okay, das Stahlbetonskelett verblieb natürlich, und den modernisierten Aufzug verrät das Typenschild, auf dem das Baujahr 1961 vermerkt ist. Hoffman-La Roche gab das im inneren bereits damals weitreichend veränderte Gebäude in den Neunzigern ab, es folgte das Übliche: mehrfache Vermietung an unterschiedliche Nutzer, nachlassende Instandhaltung, schließlich Leerstand mit ungewisser Zukunft. Energetische Mängel sowie nicht mehr den Anforderungen genügende Sicherheits- und Brandschutzeinrichtungen hätten einen Erhalt als Bürohaus unmöglich gemacht, ohne die Fassade ebenfalls zu zerstören. 2009 erfolgte die Unterschutzstellung – samt Freibrief für künftige Bauherren, das Innere komplett umgestalten zu dürfen.

Gepflegtes Hipstertum

Gepflegtes Hipstertum verheißt heute neben Holzfällerhemd, Hornbrille, Vollbart und Vintage-Rennrad ja in der Regel einen (teuren) Shabby-Schick: Abgenutzt darf es aussehen, doch gepflegt muss es sein. Für eine derartige Klientel eignet sich ein Backstein-Industriebau der Jahrhundertwende hervorragend, auch eine Expressionisten-Villa mag man sich vorstellen. Aber wie passt das zusammen mit einem auf Makellosigkeit ausgelegten Sechziger-Jahre-Repräsentationsbau? Aller überkandidelten Duschen zum Trotz ziemlich gut! Der Hotelier Florian Weitzer hat das Hoffmann-La Ro-

moderneREGIONAL



Wien, Hotel Daniel (Bild: Copyright Weitzer Hotels)

che-Gebäude vor rund zehn Jahren übernommen. Der Betreiber des Hotel Daniel in Graz war auf der Suche nach einer geeigneten Immobilie, um eine Dependence in Wien zu eröffnen. Und der einstige Pharma-Sitz war beinahe perfekt – dessen Architekt Georg Lippert entwarf auch das 1954/55 errichtete Grazer Hotel. Weitzer ist ein Mann smarterer Konzepte, O-Ton der Homepage: „Was ein Stadthotel braucht, ist ein wendiger, offener Lifestyle, der nicht einengt, sondern – ganz im Gegenteil – jeden Tag viele neue Möglichkeiten eröffnet. Voilà – so einfach erklärt sich, worum es uns im Daniel hauptsächlich geht. Dazu dürfen Sie auch gerne – so wie wir – „Smart Luxury“ sagen.“

Viel Reproretro

Der geeignete Partner zum Umbau als „Smart-Luxury-Hotel“ war das Atelier Heiss Architekten, das den Spagat zwischen heimeligen Inneren und stylischen Äußeren gekonnt absolviert hat. Wer das Gebäude durch den Haupteingang betritt, blickt nicht wie einst auf Teakholzwände und eine hornbebrillte Empfangsdame an einem einsamen Schreibtisch (noch so eine Inszenierung wie von Jacques Tati!). Statt eines weiten Raumes bietet sich ein gepflegt-nachlässiges Sammelsurium aus echten und Repro-Möbeln der 1960er. Zimmerpflanzen schlängeln sich an der Decke entlang, die ansonsten den Blick auf den rohen Beton freigibt – samt alten Kabeldurchführungen und kaum kaschierten Spuren früherer Umbauten. In einem Shop gibt es Shampoo, Marmelade, Handtücher und Umhängetaschen. Wer möchte, kann ein Fahrrad oder eine Vespa für seine individuelle Wien-Tour leihen. Zugegeben, es wirkt alles auch ein bisschen wie Berlin Mitte anno 2000. Doch sehnen wir uns nicht öfter in diese Ära zurück?

Sowas von 2000

Für einen Hotelbetrieb sind die Bauauflagen nicht so hoch wie für die Büronutzung. Unter das „Weniger-ist-mehr“-Motto des Betreibers fällt somit heute auch die Lärm- und Wärmedämmung der Zimmer: Mit etwas lifestyliger Hellhörigkeit gilt es zu leben. Dies ist der Preis für den Erhalt der Fassade. Doch ehrlicherweise ist das 115

Zimmer fassende Haus kaum hellhöriger als die travertinverkleideten Pappmaché-Kuben, die in Europas Städten überall entstehen und meist von großen Hotelketten betrieben werden. Auch können diese kaum mit bemerkenswerter Kunst aufwarten. Das seit 2012 betriebene Hotel Daniel aber schon: Über dem bauzeitlichen fliegenden Kranzgesims hängt ein erschlaftes Segelboot. Kreiert hat es der Österreicher Erwin Wurm, dessen Skulpturen verformter Gegenstände weltweit die Museen schmücken. Im Boot auf dem Dach mit dem schönen Namen „Misconceivable“ (missverständlich) soll man angeblich übernachten können. Wir haben uns nicht getraut zu fragen: Dort oben schwirren auch die Bienen der hauseigenen Imkerei umher. Auch Zimmer 777, einen Trailer-Wohnwagen im Vorgarten haben wir nicht genommen. Im tiefsten Winter erschien er uns zu unkomfortabel. Stattdessen residieren wir nun im dritten Stock, Zimmer 309. Auf dem Präsentierteller für Nachbars Katze Monsieur Hulot hat Monsieur Giffard übrigens nie gefunden. Ich entdecke aber gerade doch eine Jalousie. „Luxury you can afford“.

Jerusalem, Beit Belgiyah

von Karin Berkemann



Jerusalem, Beit Belgiyah (Bild: Jochen Kratschmer, bestechend.de)

Ein Haus wie ein Donut – dieser für das Beit Belgiyah (בית בלגיה/Belgium House) gern bemühte Vergleich klingt zunächst wenig charmant. Doch das Bild trifft, denn das 1967 eingeweihte Bauwerk erinnert tatsächlich an das amerikanische Gebäck: kreisrund mit einem großen Loch in der Mitte. Das sandsteinverkleidete Gäste- und Clubhaus der Hebräischen Universität steht in Jerusalem am Rand des Campus Edmond J. Safra, direkt hinter der Nationalbibliothek, ganz nah beim Parlament (Knesset) und beim Israel Museum, nur eine kurze Busfahrt von der Altstadt entfernt.

Alles sehr sicher

An Kontrollen und bewaffnete Kontrolleure muss man sich hier gewöhnen: Das beginnt am Flughafen in Tel Aviv, zieht sich durch vom Bustransfer bis zum Altstadtbesuch, steigert sich beim Ausflug nach Bethlehem – und macht auch vor der Unterkunft nicht halt. Denn das Beit Belgiyah ist anslagsgefährdeter Teil der Hebräischen Universität, liegt im Einzugsgebiet des Regierungsviertels. Der Campus ist umzäunt, alle Zugänge haben Grenzhäuschen und Metalldetektoren. Und wer auf der Suche nach dem Gästehaus eine

Seitenstraße entlangwandert, wird vom Polizeiauto aus gut im Auge behalten.

Im Gegenzug wirkt der Campus wie eine Zeitreise in eine sauber aufgeräumte Sozialutopie der 1960er Jahre: gepflegte Rasenflächen, allegorische Figurengruppen in azurblauen Wasserbassins, gewundene Wege und schattige Laubengänge, wie am Reißbrett gestaffelte Riegel mit Rasterfassaden. Und dazwischen, in den Hang hinter die Institutsgebäude geduckt, verbirgt sich das Club- und Gästehaus. Die helle Sandsteinverkleidung ist für Jerusalem obligatorisch, doch hier kommt sie als Rustika besonder wehrhaft daher. Die Außenwände werden von trapezförmigen Fenstern fast zu Burgzinnen geformt. Und der Eingang liegt etwas versteckt nach Süden auf der ruhigen, vom Campus abgewandten Seite.

Ein belgisches Forum Romanum

Im Nähertreten entpuppt sich die vermeintliche Burg dann doch eher als Forum Romanum, als würdiger Ort der Versammlung und Begegnung. Zur geschützten Gartenseite im Westen öffnet sich der zylindrische Hauptbau im Untergeschoss zu einer Galerie, die zugleich als Open-Air-Bühne genutzt werden kann. Im Obergeschoss findet sich der Ring der Gästezimmer, davor ein Flur und zuletzt wieder eine Galerie, diesmal zum kreisrunden Innenhofweisend. Alles ist üppig bepflanzt und von allerlei skulpturaler Kunst durchzogen. Von Beginn an versteht sich das Beit Belgiyah als Ort der Kultur. Hier finden Konzerte und Wechsausstellungen statt. Dafür wurde dem „Donut“ ein kleinerer Rundpavillon zur Seite gestellt. Wo der Hauptbau sich zum Innenhof öffnet, wurde dem Pavillon eine Beton-Haube aufgesetzt. Hier ist Raum für Tagungen, Versammlungen und Feiern.

Im Herzen ein Brutalist

Das „Belgische Haus“ wurde zu Ehren des belgischen Philosophieprofessors Baron Chaim Perelman gestiftet von seiner Witwe, der Baronin Ela Perelman, beide waren Begründer der „Freunde Belgiens der Hebräischen Universität von Jerusalem“. Auf dem ganzen



Jerusalem, Beit Belgiyah (Bilder: oben: Jochen Kratschmer, bestechend.de; unten (beide): K. Berkemann)

Campus mischen sich westeuropäische und nordamerikanische Einflüsse mit mediterranen Anklängen. Zusammengebunden wird alles von der hellen Sandsteinverkleidung, Orientalismen sucht man vergebens. Nach außen blitzt die Stahlbetonkonstruktion, die das Beit Belgiyah im Herzen zusammenhält, nur selten auf – über den Fenstern etwa. Im Inneren muss man heute in den unteren Umgang und dort aufmerksam nach oben schauen, um Spuren der gut gefügten Schalung zu erahnen. Nicht umsonst war der Entwurfsverfasser, der Jerusalemer Architekt Ze'ev Rabina, auch bei anderen prominenten Projekten des aufbrechenden Israel beteiligt, so z. B. in den Planungsprozessen zur Knesset.

Vorher – nachher

Was im Inneren alle Sanierungen der letzten Jahrzehnte überstanden hat, sind einige der beeindruckenden holzverschalten Decken. Zusammen mit den verschiedentlich auch im Innenbereich eingesetzten Natursteinen vermitteln sie ein rundes Gesamtbild. Die heutige Ausstattung scheint mehr dem Geschmack südfranzösischer Einrichtungsmagazin zu entsprechen. Überaus gegenständliche Bronzefiguren, reichlich Picasso-Kunstdrucke, mintfarbene Gartenmöbel und tiefviolette Tischdecken geben dem Belgischen Haus eine durchaus charmante postmoderne Note. Hier lässt es sich trefflich tagen und erholen, am Donnerstagabend mit vergessenen geglaubten Grandprix-Schlagern ins jüdische Wochenende hineinfeiern und am Sabbat selbst die konsequente Ruhe im Haus genießen. Man darf darüber nur nicht vergessen, dass jenseits des Zauns noch ein anderes Jerusalem wartet.

Die Autoren



Daniel Bartetzko, * 1969, Germanist M. A., Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Kulturanthropologie in Frankfurt, 1998-2007 freier Journalist im Bereich Feuilleton u. a. für die Frankfurter Rundschau, heute Redakteur bei Oldtimer Markt/Oldtimer Praxis.



Dr. Karin Berkemann, * 1972, Dipl.-Theol., Kunsthist. M. A., Fortbildung „Architekt in der Denkmalpflege“, seit 2002 freie Projekte, 2008-10 wiss. Volontärin/Angestellte beim Landesamt für Denkmalpflege Hessen, seit 2013 Kustodin/Lehrauftrag an der Uni Greifswald.



Dina Dorothea Falbe, * 1989, Architekturstudium an der Bauhaus-Universität Weimar und der TU Delft, tätig als freie Architekturjournalistin, beschäftigt sich aktuell als Doktorandin an der Universität Groningen mit dem Thema Schulbau in der DDR.



Christina Gräwe, * 1965, Dipl.-Ing., Kunstgeschichte-, Spanisch- und Architektur-Studium in Berlin, Weiterbildung „Museumsmanagement“, 2003-06 Volontärin/Kuratorin am DAM Frankfurt, 2007 Lehrauftrag an der TU Berlin, 2012-14 Redakteurin beim Baunetz, Kuratorin/Publizistin in der Kuratorenwerkstatt.



Heiko Haberle, *1981, Dipl.-Ing., Architekturstudium in Berlin und Jerusalem, seit 2009 Autorentätigkeit, 2012-13 Öffentlichkeitsarbeit für Architekturbüro léonwohlhage, 2014-16 Öffentlichkeitsarbeit/redaktionelle Tätigkeiten für die Bundesstiftung Baukultur, seit 2016 Redakteur beim Deutschen Architektenblatt.



Dr. des. C. Julius Reinsberg, * 1987, Historiker, 2007-12 Studium der Geschichtswissenschaften und Germanistik in Bonn und Gießen, 2014-17 Promotion in Frankfurt am Main, heute Geschäftsführer der ernst-may-gesellschaft Frankfurt.



Uta Winterhager, *1972, Architekturstudium an der RWTH in Aachen, Diplom und Master der Londoner Bartlett School, Bücher/Autorentätigkeit über Architektur-, Kunst- und Städtebau, Redakteurin bei koelnarchitektur.de.

Impressum

Heftredaktion: D. Bartetzko/K. Berkemann, Frankfurt/M. 2018

Titelmotiv: Wien, Hotel Daniel (Bild: Peter Haas, CC BY SA 3.0)

Herausgeber:

Daniel Bartetzko, Karin Berkemann, C. Julius Reinsberg

Onlineversion des Hefts:

www.moderne-regional.de/eine-nacht-im-hotel-18-1/

ISSN (online): 2365-0370.

HBZ-ID: HT018260134.

ZDB-ID: 1050988183.

Letzte Änderungen am Dokument: 19. Februar 2018

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autoren, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL: www.moderne-regional.de/impressum/.

moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261, k.berkemann@moderne-regional.de, www.moderne-regional.de.